

I.

Zuf. 15, B. 11—16.

Des

Menschen natürliches Verderben.



Hosianna dem Sohne Davids! Gelobet sey, der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höh! Mit diesem Freudenrufe, geheiligt durch den Glauben von Jahrtausenden, zieht die Kirche dem kommenden Könige Messias entgegen! Sie feiert wiederum Advent, die fröhliche gnadenreiche Zeit der Zukunft des Sohnes Gottes in das Fleisch, der Erscheinung ihres Heilandes Jesu Christi; und das Grundthema ihrer Festlieder ist eben jener Freudenruf, jenes: Hosianna dem Sohne Davids! der Grundton ihrer festlichen Stimmung die heiterste, heiligste Freude.

Blicken wir dann aber von dieser Stimmung der Kirche als solcher auf die Mehrzahl ihrer Glieder hin, ja auf uns selbst, m. B. u. Sch., ach müssen wir nicht mit tiefer Beschämung eine arge böse Ungleichheit zwischen ihrer und unserer Stimmung wahrnehmen? Von der Welt und ihren Kindern, die gar keine Ahnung von heiliger Adventsfreude haben, in deren Herzen noch nie das: Hosianna dem Sohne Davids! erklingen ist, wollen wir gar nicht reden. Laßt uns nur bei uns selbst stehen bleiben. Dort die Kirche gleich einer geschmückten Braut mit hochauffschlagendem Herzen harrend auf ihren Bräutigam, und wir — ach wir so vielfach, ja überwiegend in recht alltäglichem Gewande und in recht werfeltagsmäßiger Stimmung. Dort die Kirche mit ihren Jubelliedern, und wir — ach mir vielfach so

frostig, schläfrig und kalt, unfähig fast, in stammelndem Gebet das ungenügende Opfer unseres Dankes darzubringen.

Woher dieser traurige Gegensatz, m. Gel.? Die Antwort liegt nahe. Wenn die völlige Theilnahmlosigkeit der Welt nur darin ihren Grund haben kann, daß sie nicht weiß, was sie mit dem Sohne Gottes gekommen ins Fleisch machen soll, und dieses sich wiederum nur daraus erklären läßt, daß sie verblendeten Herzens nichts weiß von ihrem Abfall, von ihrer Sünde und ihrem Elend: so muß das ja verhältnißmäßig auch von uns gelten, so werden auch wir den Grund unserer Freudlosigkeit, des kalten, frostigen Wesens, das wir beklagten, in einer Verdunkelung unseres Sündengefühls und in einer dadurch begründeten Verdunkelung des Gefühls der uns in Christo Jesu widerfahrenen Gnade suchen müssen.

Richten wir darum in ernster Sammlung unsre Augen auf unser natürliches Verderben, unsere Sünden und unser Elend, zugleich aber auch auf die Gnade Gottes in Christo Jesu, erfrischen wir so unsere christlichen Empfindungen: dann wird mit der Beugung der Dank, mit der Trauer über uns die herzinnige Freude über die Zukunft des Sohnes Gottes ins Fleisch, die Adventsfreude auch wieder lebendiger in unserem Herzen sich regen, und wir befähigt werden, mit Freuden einzustimmen in den Lobgesang der heiligen allgemeinen christlichen Kirche: Hosanna dem Sohne Davids! Gelobet sey, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe!

Bernehmt aus Luc. 15, V. 11—16 die Worte unseres Textes: Und er sprach: Ein Mensch hatte

zween Söhne; und der jüngste unter ihnen sprach zum Vater: Gieb mir, Vater, das Theil der Güter, das mir gehört. Und er theilte ihnen das Gut. Und nicht lange danach sammelte der jüngste Sohn alles zusammen, und zog ferne über Land; und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen. Da er nun alles das Seine verzehret hatte, ward eine große Theurung durch dasselbige ganze Land, und er fing an zu darben; und ging hin, und hängete sich an einen Bürger desselbigen Landes der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten. Und er begehrete seinen Bauch zu füllen mit Träbern, die die Säue aßen, und Niemand gab sie ihm.

Das tiefbedeutsame Euch allen gewiß bekannte Gleichniß von dem verlorenen Sohne, dessen ersten Theil ihr so eben vernommen habt, ist in seinem ganzen Zusammenhang vor allem geeignet, uns unser natürliches Verderben, dann aber auch Gottes Sündenvergebende, über alles beseeligende Gnade anschaulich zu machen, uns zu einer lebendigen Erkenntniß, zu einer tiefen Empfindung derselben zu verhelfen. Und darum ist es uns ja eben zu thun, damit wir recht Advent feiern mögen. Dieses tief bedeutsame und ergreifende Gleichniß sey darum Gegenstand unser diesjährigen Advents-Betrachtungen.

Dieser nimmt die Sünder an! War doch dieser Vorwurf selbstgerechten Dünkels, welcher Pharisäer und Schriftgelehrte unserm Herrn und Heilande machten,*)

*) Vers 2.

die Veranlassung zur Erzählung unseres Gleichnisses; und grade dieses Wort, das unser Heiland nicht von sich zurück weiset, sondern bestätigt und rechtfertiget, es ist ja ein Trostwort geworden für viele Tausende von Geretteten. Möge es auch uns dazu werden, m. Gel., und fort und fort in unserem Herzen erklingen, dann freuen wir uns mit Entzücken seiner Menschwerdung und Geburt, dann können wir recht Advent feiern. Damit dieses aber geschehe, müssen wir zunächst unsere Sünde und unser Elend erkennen. Von dem natürlichen Verderben des Menschen sei darum jetzt die Rede. Der vorgelesene erste Theil unseres Gleichnisses lehrt uns dasselbe erkennen, und fordert uns auf, über des Menschen ursprünglichen Zustand, über seinen Fall, und endlich über sein Elend mit einander nachzudenken.

Wir finden, m. G., den verlorenen Sohn nicht gleich von vorn herein, im Beginn unseres Gleichnisses in seinem elenden Zustande, sondern im Hause seines Vaters. Ein Mensch, erzählt unser Heiland, hatte zween Söhne; und ihr Zustand im väterlichen Hause kann kein elender, trauriger und trostloser gewesen sein. Bedenken wir nur, wie unser Heiland im ferneren Verlauf seines Gleichnisses den Vater des verlorenen Sohnes schildert. Als dieser im Elend in sich schlug, da gedachte er, wie viele Tagelöhner sein Vater habe, die Brod die Fülle hätten; und als er aus seinem Elende und Irrsal heimkehrte, da sehen wir den Vater wieder von Knechten umgeben, die seinem Befehle und Wink gehorchen, köstliche Gewänder, Schmuck und Kleinodien herbeibringen; eine festliche Mahlzeit wird zugerichtet mit Gesang und Reigen. Fassen wir diese einzelnen

Züge zu einem Bilde zusammen, so erhellt ja wohl, der Mann mit den zween Söhnen muß ein reicher, angesehenener, vornehmer Mann gewesen sein. Aber das ist noch bei weitem das Wenigste. Es giebt etwas, das ungleich mehr als aller Reichthum, als alle Schätze, als alle Ehren und Würden, als die höchste Stellung im Leben beglückt, den Besitzer selbst eben so wohl als diejenigen, die ihn umgeben, ihm vielleicht gar, wie es hier der Fall war, durch Bande des Blutes angehören: es ist die Liebe. Und auch daran fehlte es ja nicht in dem glücklichen Hause. Mit wie liebevoller Geduld trägt der Vater gleich im Anfang die ungebührliche, anmaaßende Forderung des jüngsten Sohnes, und theilet ihm das Gut, dessen Herr er war, und auf das bei seinen Lebzeiten keiner konnte rechtliche Ansprüche machen? Und gar als der verlorene Sohn in Schmutz und Lumpen ein Bild der Noth, des Jammers und Elends heimkehrt, wie überschwenglich reich offenbart sich das Herz des Vaters? wie ist alles Unrecht vergessen, wie groß ist die Freude der Liebe? — In dem Hause eines so liebevollen, und dabei so begüterten, reichen, angesehenen Vaters lebte der Sohn, an dessen Bild wir uns, m. G., nach der Absicht unseres Erlösers spiegeln sollen. Wie glücklich, wie freudenvoll, wie selig mußte sein Leben in dem Hause eines solchen Vaters sein? Da blieb gewiß kein billiger Wunsch unerfüllt, da fehlte es an keinem Guten, und über alle Gaben breitete die reiche Vaterliebe, ihren verklärenden Glanz, und würzte jeden Genuß, und steigerte seine Lieblichkeit. O des Thoren, der eines solchen Vaters Haus verließ! der in der Fremde einer eingebildeten Glückseligkeit nachjagte, und die viel größere wirkliche, die er

bereits besaß und genoß, fahren ließ! O des armen verblendeten Thoren!

So urtheilt ihr, m. G., und mit Recht. Aber wißt ihr auch, daß ihr damit euer eigen Urtheil gesprochen habt? Die armen verblendeten Thoren seid ihr, sind wir alle, die von Adam stammen. Regt sich nicht in uns allen mitten in unserem Elend die Erinnerung an das reiche glänzende Haus des unendlich liebevollen Vaters, mit seinen Herrlichkeiten, mit seinen lieblichen Gesängen und fröhlichen Reigen? Wird nicht die Klage um ein verlorenes Paradies unter allen Völkern aller Zeiten und aller Himmelsstriche stets von neuem wieder laut? Ja wir sind der verlorene Sohn, dem, so lange er daheim blieb bei dem Vater, kein billiger Wunsch unerfüllt blieb, dem es an keinem Guten fehlte, dem jede Gabe, die er empfing, verklärt ward durch die fühlbare Liebe des stets nahen Vaters, dem jeder Genuß gewürzt und gesteigert ward durch dieselbe reiche Liebe, die ihn bereitet hatte. Gedenken wir doch des ursprünglichen Zustandes unserer ersten Eltern Adam und Eva im Paradies, wie die heiligen Urfunden der Offenbarung uns denselben schildern. Lebte da nicht der Mensch wie eines reichen Vaters Kind mitten unter einer Fülle von Gütern, die ohne Mühe und Arbeit sich ihm entgegendrängten? Keine Sorge, kein Gram störte die stille kindlich frohe Heiterkeit seines Lebens. Und wenn wir in der Regel mehr gewohnt sind, beim Blick auf das Paradies der leiblich irdischen Güter zu gedenken, so verdienen die geistigen noch vielmehr der Erwähnung. Sein Wissen von Gott und göttlichen Dingen war kein Stückwerk, sondern ein Schauen von Angesicht zu Angesicht; in ungetrübter Lauterkeit

war sein Herz dem göttlichen Willen zugewandt und unterthan; sein Leben war ein seliges Leben aus Gott, mit Gott und in Gott; der Herr kam zu ihm in den Garten, redete mit ihm von Angesicht zu Angesicht, seine Vaterliebe leitete ihn, und die Erfahrung der Vaterliebe Gottes war des Menschen Seligkeit. Ja der Mensch, nach Gottes Bild geschaffen, stand da in wahrhaftiger Gerechtigkeit und Heiligkeit, auf daß er Gott, seinen Schöpfer, recht erkannte, und von Herzen liebte, und in ewiger Seligkeit mit ihm lebte, ihn zu loben und zu preisen!

Ach ja des verlorenen Sohnes glückseliger Zustand in seines reichen und liebevollen Vaters Hause, er ist für nichts zu achten gegen die Seligkeit des Menschen in seinem ursprünglichen Zustande. Nennen wir ihn einen armen verblendeten Thoren, weil er das Vaterhaus verließ, wir richten damit vielmehr uns selbst. — Doch wir haben über dieses, seinen traurigen Fall, weiter mit einander nach zu denken.

Wir lesen weiter in unserm Gleichniß: Und der jüngste unter ihnen, der jüngste von den zween Söhnen, sprach zum Vater: Gib mir, Vater, das Theil der Güter, das mir gehöret. Und er theilte ihnen das Gut. Und nicht lange danach sammelte der jüngste Sohn alles zusammen, und zog ferne über Land; und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen. So lautet die einfache Geschichtserzählung. Sie ist verständlich an sich, und es regt sich wohl in Euch allen ein Gefühl ernster Mißbilligung und ernstest Unwillens. Aber wir müssen doch noch etwas näher darüber nachdenken, um von diesem Bilde für uns den rechten Nut-

zen zu ziehen. Seine Rede: Gib mir, Vater, das Theil der Güter, das mir gehört, läßt uns schon einen Blick in sein Herz thun. Woher diese ungeziemende Sprache des Sohnes dem Vater gegenüber? woher die Verblendung, in der er es so gänzlich überfab, daß er gar keine Ansprüche zu machen habe, daß nichts ihm gehöre, daß alles, was er bisher genossen und besessen, nur ein Geschenk der freien Liebe seines Vaters, ein Darlehen sey, um damit unter seines Vaters Auge und nach seinem Willen zu wirthschaften? woher endlich der Drang in die Weite, der ihm das so liebliche Vaterhaus verleidete, ihm dasselbe zu eng werden ließ, ihn hinaustrieb in das ferne Land? Ihr habt euch m. Z. diese Fragen vielleicht schon beantwortet. Die Antwort liegt auch nicht fern. Es war der ungebändigte Stolz seines Herzens, der ungezügelte Hochmuth seines Sinnes, der verblendete seinen Geist, daß er meinte, was er bisher durch seines Vaters Liebe genossen, sei sein eigen, auf das er könne Ansprüche machen, womit er schalten und walten dürfe nach seinem Gutbefinden. Dieser Stolz und Hochmuth seines Herzens flüsterte ihm zu, es stehe ihm schlecht an, im Hause des Vaters als Sohn zu gehorchen, er sei mündig und könne sich wohl selbst regieren. Zu diesem Stolz und Hochmuth, der nach hohen Dingen trachtete, gesellte sich denn auch fleischlicher Sinn, dem es unerträglich war, in den schönen Ordnungen des väterlichen Hauses sich zu bewegen, der diese Bande gerne von sich werfen mogte, um ohne Rückhalt zu thun, was seinen Augen gefiele, und seinem Herzen gelüstete; der ihm vorspiegelte, welche ganz andere Genüsse und Freuden und Ehren seiner in der Freiheit warteten. So sam-

melte er dann, da der Vater seinem unbilligen Begehren willfahrte, alsbald alles zusammen, und zog fern über Land. Und siehe da, seine Träume verwirklichen sich, seine Hoffnungen werden erfüllt, er ist sein eigener Herr, er kann thun, was seinen Augen gefällt, seinem Herzen gelüftet, ein Freudentag reiht sich an den andern, er lebt alle Tage herrlich und in Freuden; aber — Doch davon reden wir hernach. Wir bleiben hier für einige Augenblicke stehen, um in dem Bilde, das wir uns klar gemacht, uns selbst zu spiegeln.

Sahen wir, wie Hochmuth auf der einen und fleischlicher Sinn auf der andern Seite den verlorenen Sohn zum Fall gebracht, zum Abfall von seinem liebevollen Vater, so meine ich, müßte doch wohl das das Erste sein, daß wir erschreckt in unser eigen Herz blicken, um zu forschen, ob sich da nicht dieselbe böse Wurzel finde; und das um soviel mehr, als ja auch unsere ersten Eltern von demselben bösen Feind sind überwunden worden. Die lachende Frucht reizte Ewas sinnliche Begier, nur das Verbot hielt sie zurück. Als aber der Satan ihr zuflüsterte: ihr werdet sein gleich wie Gott, und so ihrem Stolze schmeichelte, da war es geschehen, sie fiel. Ach so ist es noch immer, wir sind ja ihr, der Mutter aller Lebendigen, gleich. Und dieselbe Ursache hat auch noch immer dieselbe Wirkung. Blicken wir auf den natürlichen Menschen hin, ist nicht sein ganzes anmaßungsvolles Benehmen eine laute Rede, mit der er Gott gegenüber tritt, und spricht: Gieb mir das Theil der Güter, das mir gehört? Glaubst er nicht noch ein Recht zu haben, Reichthum, Ehre, Lust und was es sonst sein mag, wonach sein Herz begehret, für sich in Anspruch zu nehmen, um

damit zu schalten und zu walten nach seinem Wohlgefallen? Ist nicht sein ganzes Benehmen ein Streben hinaus aus Gottes Ordnung, hinweg von seines Vaters Angesicht, weil er wähnt, sich selbst regieren, selbst sein Glück begründen zu können? Lasset uns zerreißen seine Bande, und von uns werfen seine Seile! Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche! so klingt es aus jedem natürlichen, von der Gnade Gottes noch nicht ungeschaffenen Herzen. Augenlust, Fleischeslust und hoffährtiges Wesen treibt die Menschen hinaus, fern hinweg von ihres Vaters Haus, um zu thun, was ihren Augen gefällt, und ihrem Herzen gelüftet. Und Gott hält sie nicht mit Zwang. Wie der Vater in unserm Gleichniß theilt er ihnen das Gut. Ja er schenkt gute Gaben aus dem unermesslichen Reichthum seiner Allgenugsamkeit nicht bloß denen, welche guten, auch denen, welche bösen Gebrauch davon im Sinne haben; er läßt es zu, daß Letztere auf das verliehene väterliche Vermögen trozend ihn den Vater selbst verlassen und mit den Gaben seiner Vatergüte ruchlosen Mißbrauch treiben. Sehen wir es nicht an so manchen mit Verstand, Scharfsinn, Geisteskräften und Kenntnissen reich begabten Menschen, die diese herrlichen Gottesgaben zum Umsturz der Wahrheit und arglistigen Ränken mißbrauchen? Sehen wir es nicht an so vielen von Gott gesegneten Reichen, die ihren Reichthum dem Geiz oder der Eitelkeit und Ueppigkeit widmen; an so manchen Großen der Erde, die ihre Macht zur Unterdrückung ihrer Mitmenschen anwenden; und überhaupt an allen den hohen und niedren, mehr oder weniger Vermögenden, die, was sie von Gott empfangen haben, ihren Lüsten aufopfern? Ja

dieweil sie es nicht geachtet haben, daß sie Gott erkannten, hat sie auch Gott dahin gegeben in verkehrtem Sinn, zu thun das nicht taugt. Er theilt ihnen das Gut, weil sein Vaterhaus nicht ein Zuchthaus und seine Kinder nicht Züchtlinge sein sollen; aber er klagt: Ich habe Kinder auferzogen und erhöht, und sie sind von mir abgefallen. So geht denn der natürliche Mensch von Gott abgefallen dahin in seinem verkehrten Sinn; freilich auf einem breiten lustigen Wege, an heiterer Gesellschaft fehlt es ihm nicht, zur Rechten und Linken sprudeln ihm Freudenquellen, breiten blühende Auen sich aus, die zum fröhlichen Genuß, wie zu üppiger Ruhe einladen; und je weiter er vom Vaterhause sich entfernt, je mehr er des Vaters vergißt, je mehr es ihm gelingt, sich die abergläubischen Gedanken, wie sie sie nennen, die ihm in seiner Jugend sind beigebracht worden, aus dem Sinne zu schlagen, desto freier fühlt er sich, desto ungehinderter genießt er, was die Welt ihm bietet, desto mehr lebt er alle Tage herrlich und in Freuden. Das hat einen guten Schein, nur schlimm, daß es eben Schein, Schein und nichts als Schein ist, mit welchen der Satan den Menschen lockt und verführt. O wohl uns, wenn wir von Gottes Geist erleuchtet, es erkannt haben, und umgekehrt sind von dem bösen Wege. Wer aber Lust hat ihn ferner zu verfolgen, der blicke auf den verlorenen Sohn, erkenne, wohin dieser Weg führt, und besinne sich dann noch einmal.

Was wir in dem letzten Abschnitte unseres heutigen Textes lesen, m. 3., es ist ein schauerliches Gemälde des äußeren Elendes, und ein nicht minder schauerliches Bild des Sündenelends.

Er war fern über Land gezogen mit seinem zusammengerafften Vermögen der verlorne Sohn, und hatte herrlich und in Freuden gelebt. Aber es hat alles sein Ende. Er brachte sein Gut um mit Prassen, in wüsten Ausschweifungen der Schwelgerei und Unzucht. Da er nun alles das Seine verzehrt hatte, ward eine große Theurung durch dasselbe Land, und fing an zu darben. Bitterer Mangel, Hunger und Blöße war nun das Loos dessen, der in seines Vaters Hause nie Mangel hatte kennen gelernt, dem kein Gutes gefehlt hatte. Noch mehr, die tiefste Schmach sollte ihn noch treffen: Er ging hin, und hängete sich an einen Bürger desselbigen Landes, wohl gar ein Genosse seines bisherigen Freuden- und Sündenlebens. Er hängete sich an ihn, zum unverschämten Bettler, der sich dem Begüterten wie eine Klette gleichsam anhängt, daß er ihn nicht los werden kann, sank er von seiner Armuth gequält nun herab. Aber auch das fruchtete ihm weiter nichts, als daß der Bürger ihn auf seinen Acker schickte, die Säue zu hüten; und das ist vollends gräßlich und entsetzlich: er begehrete seinen Bauch zu füllen mit den Träbern, die die Säue aßen, und — Niemand gab sie ihm. Also die bitterste Kränkung liebloser Härte vollendete das Elend seines dürstigen schmachvollen Looses, in welches er sich gestürzt hatte.

Das Gemälde voll Elendes ist so schauerlich, daß man wohl die Augen mögte abwenden. Aber nein, m. J., wir müssen dabei verweilen, es ist oft heilsam, dem Elend recht scharf ins Auge zu sehen. Schaut denn das natürliche Verderben des Menschen in seiner Vollendung in dem Elende, das sein Loos ist,

so er nicht abläßt von seinem gottlosen Wesen und sich befehret zu Gott, seinem Vater. Die Sünde ist der Leute Verderben! das will uns unser getreuer Heiland hier anschaulich machen, und ach, daß wir doch alle seine gelehrigen Schüler wären. War tiefste Dürftigkeit, schreiende Armuth, Schande und Verachtung, fränkende Lieblosigkeit vielleicht von ehemaligen Schmeichlern und Schmarozern das Loos des verlorenen Sohnes, was anders hat der Sünder, der die Gaben göttlicher Güte, welcher Art sie auch sein mögen, in Sündendiebst mißbraucht und vergeudet, was anders hat er von der göttlichen Gerechtigkeit zu erwarten, als daß diese Gaben ihm entzogen werden? daß er abgefallen von Gott, dem Geber aller Guten und vollkommenen Gaben von ihm dahingegeben werde? und da er nun einmal sein eigener Herr in wahnsinnigem Hochmuthe sein will, verwiesen werde an seine eigne Armuth und Untüchtigkeit? — doch dieses immerhin mehr äußere, mehr zeitliche Elend ach es ist das Geringste, haben an ihm doch auch manche bekehrte gläubige Christen, auserwählte Kinder Gottes zu tragen. Wir wollen euch auch nicht schrecken mit Drohungen, die nach Gottes verschonender Gnade vielleicht unerfüllt bleiben. Wir wissen es wohl, manche Sünder gehen dahin bis an ihr Ende ungetroffen von irgend einem äußeren Leid, und werden als Glückliche gepriesen, wie jener reiche Mann im Evangelium, der Lazarum vor seiner Thür darben ließ, selbst aber alle Tage herrlich und in Freuden lebte bis ans Ende. Aber wer, der zur Erkenntniß des Sündenelends gekommen ist, mögte mit ihnen tauschen? All' ihrem Gut, all' ihrer Herrlichkeit, all' ihrem Freudenleben, es fehlt ihm doch das Beste

und mit diesem Einen fehlt ihm alles; es ist kein Friede, kein Genüge darinnen! Es ist ein ewiges Hungern, ein ewiges Dursten, ohne jemals gesättiget zu werden. All' ihre Mühe, all' ihre Arbeit ist umsonst, ist vergeblich, sie schöpfen Wasser mit einem Sieb! Und ihre so viel gerühmte Freiheit was ist sie? die bitterste Knechtschaft! die Bande der Liebe haben sie zerrissen, die Seile der Barmherzigkeit von sich geworfen, um gebunden zu werden mit eisernen Ketten und ehernen Fesseln. Sie wollten dem Vater nicht gehorchen, so müssen sie unterthan sein einem unbarmherzigen Dränger. Sie wollten nicht Gottes Kinder sein, und sind Sklaven, leibeigene Knechte des Satans geworden, der sie treibt mit der brennenden Geißel ihrer verzehrenden Lüste, dem sie dereinst mit Leib und Seele in die Hände fallen, dort in der ewigen Pein in dem ewigen Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. Das fühlt ihre Seele, und ängstigt sich stündlich vor dem Tode, denn es bleibt ihnen nichts, als ein schreckliches Warten des Gerichtes und des Feuereifers, der die Widerspenstigen verzehren wird.

Und mitten in dieses Elend, in dies Verderben des natürlichen Menschen hinein tönt das Advents-Evangelium dessen, von dem gesagt wird, und der es durch seine Menschwerdung, sein Leben, sein Leiden und seinen Tod bestätigt hat: dieser nimmt die Sünden an! Ich brauche nichts mehr hinzuzusetzen, m. gel. 3., hat Gott euch die Augen geöffnet, habt ihr in dem verlorren Sohne euch selbst erkannt in eurem Abfalle von Gott, in eurem Elend, o kommt, kommt: hier ist Immanuel! Gott selbst, den ihr verlassen habt, er kommt zu euch, er will euch helfen, will euch erretten, und euch

hinführen in das reiche Haus des liebevollen Vaters. Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch ihn. O kommt! scheut euch nicht in eurer Nacktheit und Armuth, Schande und Blöße, in all eurem Elend ihm zu nahen, kommt nur von den Säuen und Träbern zu ihm wie ihr seyd, dieser nimmt die Sünder an, damit auch ihr von ihm begnadigt einstimmen könnt in den Lobgesang seiner Kirche: Hosianna dem Sohne Davids!

Und wir, gel. B. und Sch. in dem Herrn, die wir es an uns selbst, die Wahrheit des Ausspruches erfahren haben: dieser nimmt die Sünder an; von ihm sind angenommen worden, die seine Gnade geschmeckt haben, aber träge geworden sind durch die uns noch immerdar anklebende Sünde, laßt uns nimmer vergessen, wie auch wir verloren waren, abgefallen, ins Elend versunken, laßt uns gedenken des Verderbens, aus dem er uns nach seiner Gnade erlöst hat, dann wird auch unser Herz von neuem wieder entzündet werden, der Herr wird unsre Lippen aufthun, daß wir fröhlich jauchzen können: Mir ist Barmherzigkeit widerfahren! Hosianna dem Sohne Davids! Gelobt sey, der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe! Amen!



